

MIREILLE CALMEL
Die verbotene Kammer

Buch

Dezember 1500 in der Auvergne: In einer mond hellen, klirrend kalten Nacht wird eine junge Frau den Wölfen vorgeworfen. Weil sie zu schön war und sich ihrem Lehnsherrn François de Chazeron verweigerte, hat der ihren Ehemann nach der Hochzeit hinrichten lassen. Danach warf er die junge Isabeau den Wölfen zum Fraß vor. Doch die hungrigen Bestien rühren sie nicht an. Denn, was de Chazeron nicht ahnt: Isabeau versteht die Sprache der Wölfe ...

Alle glauben, Isabeau sei tot, aber sie hat überlebt. Versteckt in den Wäldern, an der Spitze des Wolfsrudels, flieht sie aus ihrem Heimatort. Gezeichnet durch die schlimmen Erfahrungen, aber dennoch von großer innerer Stärke, schafft es die stolze und mutige Isabeau, durch die unterirdischen Gänge einer Festung in der Auvergne in die erleuchteten Ballsäle des Louvre zu gelangen, wo sie die erste Wäscheschneiderin am Hof des Königs wird. Durch diese intime Stellung ist sie eingeweiht in die höfischen Intrigen, sie genießt aber gleichzeitig den Schutz eines Vertrauten des Königs, der sie liebt. Das anbrechende 16. Jahrhundert – auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Renaissance – ist eine Blütezeit der Wahrsagekunst, der Geheimgesellschaften und der Alchemisten. Isabeau ist peinlich bedacht, ihr Geheimnis zu hüten. Denn sie will ihre magischen Kräfte eines Tages einsetzen, um sich an de Chazeron zu rächen ...

Autorin

Mireille Calmel, geboren 1964 in Südfrankreich, begann mit acht Jahren während eines mehrmonatigen Krankenhausaufenthalts, Geschichten zu schreiben, um die lebensbedrohliche Krankheit zu besiegen. Sie veröffentlichte Gedichte, Erzählungen, Chansontexte und Theaterstücke, führt Regie und tritt als Sängerin auf. Mit ihrem ersten Roman »Die Nächte der Königin« wurde sie über Nacht berühmt. Auch »Die verbotene Kammer«, der erste Band ihres historischen Zweiteilers um die Heldin Isabeau stand wochenlang ganz oben auf den französischen Bestsellerlisten. Mireille Calmel lebt mit ihrem Lebenspartner und ihren beiden Kindern in Aquitanien.

Von Mireille Calmel bei Blanvalet außerdem lieferbar:

Die Nächte der Königin (35758)

Mireille Calmel

Die
verbotene Kammer

Roman

Aus dem Französischen
von Julika Betz

BLANVALET

Die französische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Le Bal des Louves, La Chambre maudite«
bei XO Éditions, Paris.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Blanvalet Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House.

I. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2005

Copyright © der Originalausgabe 2003 by XO Éditions, Paris

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: akg-images

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Verlagsnummer: 35966

LW · Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-35966-X

www.blanvalet-verlag.de

Prolog

Es war nicht im eigentlichen Sinne Furcht. Eher eine leichte Beklemmung, die von der Brust bis hinunter in die Waden kroch, welche er gegen die Flanken seines Esels presste. Ein Gefühl, das einen von Zeit zu Zeit bei Einbruch der Dämmerung beschleicht, wenn der Mond rund und voll ist, ab und an verdeckt durch einen schwarzen, von einem leichten Wind zerfaserten Dunstschleier. Es schien ihm, als würden ihm die dunklen, eindrucksvollen Türme dort auf den Felsen am Ende des Weges keine Zuflucht bieten.

Um diesen lächerlichen und absurden Schauer zu verschrecken, bekreuzigte sich Abt Barnabé, zog seine Kapuze tiefer in die Stirn und umfasste entschlossen den Griff des goldenen Stabes, den er an seinem Gürtel trug.

Er lauschte gespannt in die Stille, vergewisserte sich der mannshohen Mauer, die entlang dieses Wegstücks errichtet worden war, um die Reisenden vor Wölfen zu schützen, und trieb sein müdes Reittier an.

»Es ist hier, Messire.«

François de Chazeron, Lehnsherr von Vollore und Montguerlthe, glitt mit mürrischem Gesicht von seinem Pferd. Seit der Profos am Morgen mit der Bitte nach ihm hatte schicken lassen, ihn zum Unglücksort zu begleiten, hatte er kein einziges Wort gesagt. Der Profos, der sich in seinem Auftrag um die rechtlichen Angelegenheiten seiner Besitztümer kümmer-

te, drang nicht näher in ihn und stieg ebenfalls vom Pferd. Nur einige Meter entfernt, machten sich zwei Mönche, vor sich hin grummelnd, auf dem Weg zu schaffen. Sie waren von einer immer größer werdenden Traube Schaulustiger umgeben, die von der schrecklichen Entdeckung angezogen worden waren.

Der Profos musste nicht erst die kleine Gruppe von Soldaten, die sie begleitet hatte, auffordern einzugreifen. Beim Auftreten der beeindruckenden und selbstsicheren Gestalt des Lehnsherrn dieser Ländereien löste sich die Menge von selbst auf, und man kehrte mit leerem Gesichtsausdruck zu den Gebeten zurück.

Der Vorsteher der Abtei von Moutier, Guillaume de Montboissier, empfing sie mit einem Kopfnicken, auf das François de Chazeron mit Unwillen antwortete. Die beiden Männer standen nicht gut miteinander, seitdem der Lehnsherr dem Abt die notwendigen Mittel für den Bau einer neuen Kapelle verwehrt hatte, den er als unnötig und vermessen erachtete. Der Abt hegte wegen dieser Sache noch immer Groll gegen ihn. So standen die Dinge.

Während der Profos auf das leblose Etwas zeigte, das auf dem gestampften Lehm Boden lag, stellte er voller Mitleid fest: »Das ist nun schon der Fünfte ...«

»Ich kann zählen, Huc!«, unterbrach ihn François de Chazeron barsch und schob mit dem Fuß das Leichentuch beiseite, mit dem man aus Pietät den toten Körper bedeckt hatte.

»Ein Wolf, ohne Zweifel.«

Huc de la Faye war sich sicher. Die durch Prankenhiebe zerfleischte Leiche, deren glasiger Blick noch immer das erlebte Grauen erahnen ließ, sprach für sich. Und dennoch machte ihn etwas stutzig: Kein Wolf, das wusste er, war imstande, die Mauern zu überwinden, die seit dem letzten Angriff vor drei Monaten in aller Eile errichtet worden waren.

»Weiß jemand, wer das ist?«, fragte Chazeron.

»Ein Bruder Exorzist aus Clermont«, antwortete Guillaume de Montboissier. »Wir hatten ihn darum gebeten, Nachforschungen über die Gräueltaten anzustellen, aber ganz offensichtlich war er ebenso erfolglos wie sein Vorgänger.«

François de Chazeron fixierte herausfordernd die dunklen Augen des Abtes von Moutier, ohne dass dieser jedoch seinem Blick nachgegeben hätte.

»Wirklich?«, bemerkte er spöttisch und ein leichtes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Huc de la Faye trat dazwischen:

»Ihr dürft die Gerüchte nicht ignorieren, Messire. Sie sind durch diese sonderbaren Umstände erst entstanden und ich gebe zu, dass mir selbst alles äußerst seltsam vorkommt. Warum nur Priester und immer bei Vollmond? Ich hatte darauf gehofft, dass mit den Mauern dieses abergläubische Gerede endlich mundtot gemacht werden würde, doch durch ihre verfehlt Wirkung verursachen sie genau das Gegenteil.«

»Nichts als Zufälle«, entschied François de Chazeron, sichtlich verärgert.

Guillaume ließ nicht locker:

»Nichtsdestotrotz beunruhigend, das müsst Ihr zugeben.«

»Nun, Abt, seien wir ehrlich ...«

»Schaut Euch diesen Mann an, Messire de Chazeron«, befahl Guillaume, indem er mit dem Finger in Richtung des aufgedunsenen Gesichts des Toten wies. »Schaut und sagt mir dann, ob der Ausdruck dieses Menschen, berufen, Geister auszutreiben, nicht das größte Entsetzen widerspiegelt. Das Entsetzen, diese Nacht Satan erblickt zu haben!«

François de Chazeron's Aufmerksamkeit war jedoch nicht länger auf das entstellte Gesicht des Toten gerichtet, auf das man ihn mit Nachdruck hinwies, sondern vielmehr auf des-

sen geschlossene Faust. Ein weit ausholender Schritt nur, und er konnte sie fassen, um die Finger auseinander zu biegen. Was er erblickte, entlockte ihm einen Ausruf des Erstauens: In der hohlen Hand, deren Fingernägel von geronnenem Blut befleckt waren, lag ein Büschel graues Wolfshaar, in das lange braune Haare eines Menschen verwoben waren.

Seit einigen Tagen war die Luft ein wenig frischer geworden, doch der Wald, der die Hügel der Auvergne bedeckte, hatte seine Farbe noch nicht verändert. Nur selten erblickte man Raureif entlag der Pfade, die von Clermont-Ferrand nach Thiers führten. Auf den Ländereien des Lehnsherrn von Chazeron ging das Jahr 1500 mit einem milden Dezember zur Neige, trotz einiger Regengüsse.

François de Chazeron hatte sich auf Montguerlhe niedergelassen, um die Maßnahmen, die sein Profos in die Wege geleitet hatte, zu überwachen. Seine Entdeckung hatte das abergläubische Gerücht erhärtet, ein Werwolf forderte die Kirche heraus. Und die Umstände wiederum könnten nur darauf schließen lassen, dass es sich bei diesem Werwolf um Satan selbst handeln müsse. Das Ausmaß, das diese ganze Sache inzwischen angenommen hatte, missfiel François.

Stolz, herrschsüchtig und selbstgefällig wie er war, lag es vor allem im Interesse dieses 21-jährigen Lehnsherrn, die Gunst seinesgleichen zu gewinnen. So würde er eine einflussreichere Stellung erhalten und gleichzeitig seine Besitztümer Vollore und Montguerlhe aufwerten können. Die Sicherheit seiner Leute kümmerte ihn wenig.

Im Moment jedoch befand sich François de Chazeron in Begleitung von Huc auf dem Weg zum Gut von Fermouly. Dort hatte, genau zwei Wochen nach der Ermordung von Abt Barnabé, ein junges Mädchen von elf Jahren behauptet, es habe einen grauen Wolf entlang der Mauer herumstreu-

nen sehen. Da das Gut sich auf halber Strecke zwischen Thiers und Montguerlhe, also unweit des Tatorts, befand, wollte der Profos jegliche Zweifel ausschließen. Auch wenn es bereits mehrmals vorgekommen war, dass spontane Zeugenaussagen ganz und gar der puren Phantasie der Bauern entsprungen waren.

François hatte ihn begleitet. Diese zweifelhafte Jagd auf einen Werwolf ermöglichte es ihm zumindest, sich auf seinen Ländereien ein wenig sehen zu lassen. Seit das neue Jahrhundert angebrochen war, das seiner Arbeit als Alchemist aufregende Perspektiven eröffnen würde, hatte er seine eigentliche Pflicht vollkommen vernachlässigt. Im Verborgenen eines Turms auf Schloss Vollore waren bereits seit Monaten seine Destillierkolben in Betrieb, um Alkahest zu extrahieren. Dieser Stein der Weisen, von dem man behauptete, er könne Blei in Gold verwandeln, würde ihm den Ausbau seines Reichtums ermöglichen.

Er war knapp vor seinem Ziel, er wusste es, er spürte es. Was auch immer vonnöten wäre, es zu erreichen, der Profit, den er aus seinen Experimenten schlagen würde, heiligte alle Mittel. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er am Hofe Frankreichs glänzen würde.

Daher langweilte ihn diese ganze Geschichte nur, entfernte ihn von seinen eigentlichen Beschäftigungen, von seinen Destilliergeräten und seiner unstillbaren Gier.

Noch immer versunken in den Gedanken an dieses verdorbene Vergnügen, erreichte François de Chazeron die Umfriedung des Gehöftes von Fermouly, wo ihn sein Meier Armand Leterrier erwartete. Dieser legte ihm die Rechnungsbücher des Gutes vor, während der Profos damit beschäftigt war, die Zeugenaussagen seiner jüngsten Tochter, einem Kind mit stahlblauem Blick, aufzunehmen.

Einige Zeit war der Lehnsherr von Vollore in diese Arbeit

vertieft, als er plötzlich die zarte und anmutige Gestalt einer Frau wahrnahm, die auf der anderen Seite des Fensters, im Hof, den Vorübergehenden Geflügelfett anbot. Er verspürte einen heftigen Stich in seinen Lenden.

»Wer ist das?«, fragte er unumwunden den Meier, indem er ihn mitten in einem Satz voller Zahlen, den er bereits vergessen hatte, unterbrach.

Armand Leterrier folgte dem Blick seines Herrn und, stolz über dessen plötzliches Interesse, antwortete er arglos:

»Meine Älteste, Isabeau.«

»Bei Gott, mein Freund, wie überaus hübsch und zart sie ist«, rief François, in dessen Pupillen ein begieriges Leuchten aufflackerte. »Wie ist es möglich, dass ich sie bisher nie zu Gesicht bekommen habe?«

»Ihr habt sie gewiss bereits gesehen, Messire, aber sie hat sich seit Eurem letzten Besuch ungeheuerlich verändert. Mit fünfzehn sieht sie jetzt ihrer verstorbenen Mutter zum Verwechseln ähnlich und verhält sich wie eine wahre Dame. Sie wird jedoch nicht mehr lange zu meiner Familie gehören, denn ich werde sie Freitag in zwei Wochen mit Benoît verheiraten, den Sohn des Klingenschmieds von Grimardie.«

»Du gibst sie jemandem zur Frau, sagst du? Ohne meine Zustimmung?«

Armand begann die Mütze in seinem Schoß zu kneten und stammelte: »Mitnichten, Messire, mitnichten! Euer verstorbener Vater selbst hat vor zwei Jahren die Verlobung dieses jungen Paares gesegnet und das Datum der Vermählung festgesetzt. Ich wusste nicht, dass ich auch Eure Zustimmung benötige.«

»Die meines Vaters genügt«, antwortete François bereits etwas ruhiger, ohne jedoch den Blick von den weichen Linien Isabeaus abwenden zu können, die durch ihr Kleid aus einem kühlen Mandelgrün noch unterstrichen wurden. »Aber du

willst doch sicherlich nicht den Unmut deines Herrn erwecken!«

»Gewiss nicht, Messire! Uns fehlt es an nichts, hier auf Euren Ländereien, und ich wüsste nicht, über was mich beklagen. Im Gegenteil, es ziemt mir, Euch zu danken«, beeilte sich Armand hinzuzufügen, überaus erleichtert, dem Zorn von Chazeron entgangen zu sein.

Bei diesen Worten wandte der Lehnsherr von Vollore nun endgültig seine Augen vom Fenster ab, um mit durchdringendem Blick direkt ins Gesicht des armen Kerls zu schauen. Armands Erleichterung war mit einem Schlag wie weggewischt. François löste von seinem Gürtel einen ledernen Beutel, aus dem er zwei Silbertaler auf den Tisch fallen ließ, an dem sie sich unterhielten. Armand riss die Augen auf, während die Geldstücke mit einem verheißungsvollen hellen Klang in der Mitte des Tisches zum Liegen kamen.

»Du wirst schon wissen, wie sie den beiden Turteltauben von Nutzen sein können, mein Freund. Nimm! Mach schon! Nimm!«, insistierte François mit begierigem Blick.

Armand zögerte einen Moment, dann, unfähig zu widerstehen, griff er nach den Talern. Sein Gesicht färbte sich tiefrot.

»Ihr seid gar überaus gut zu den Kindern.«

»Und daher möchte ich, dass deine Tochter mir ihren Dank bezeugt! Ich erwarte sie auf Schloss Montguerlhe, sobald die Zeremonie vollzogen ist. Ich setze für diese Summe natürlich voraus, dass sie noch Jungfrau ist«, schloss François zynisch, ganz und gar unbeeindruckt von dem entsetzten Gesichtsausdruck Armands, der die beiden Geldstücke zwischen seinen Fingern hin und her drehte, als hätten sie plötzlich angefangen zu glühen.

»Vergesst dieses Kind, François, oder ein großes Unheil wird über Eure Ländereien kommen«, flüsterte hinter ihm eine verbrauchte Stimme.

François de Chazeron drehte sich zornig um und erblickte eine alte Frau, die sich durch ihre Witwentracht kaum vom Schwarz der Feuerstelle abhob und ihm daher beim Eintreten in die Küche nicht aufgefallen war.

»Wer bist du, dass du es wagst, gegen die Wünsche deines Herrn aufzubegehren?«, wettete François ohne den geringsten Respekt gegenüber den runzligen Händen, die gefaltet auf einer unvollendeten Strickarbeit lagen.

»Das ist meine Schwiegermutter, Messire«, trat Armand dazwischen, als wolle er sie damit entschuldigen. »Ihr dürft auf ihr Geschwätz nichts geben ...«

»Schweig, Sohn! Hast du schon vergessen, was du mir verdankst?«

Für den Bruchteil einer Sekunde war die Stimme scharf geworden. Armand erschauerte vor der Macht der Greisin und dem dunklen Blick seines Herrn.

»Ich bin Amélie Pigerolles, Tochter von La Turleteuche. Auch mich nennen sie La Turleteuche«, verkündete die Greisin und es klang wie eine Herausforderung.

François de Chazeron zuckte zusammen. La Turleteuche, jene Hexe, die 1464 von Notabeln ermordet worden war, fünfzehn Jahre vor seiner Geburt. Auch wenn die Strafe durch einen Bußgang nach Saint-Claude abgegolten worden war, wohin der Schuldige eine Wachskerze von vier Pfund Gewicht getragen hatte, traf ihn einige Wochen später die Verwünschung der Unglücklichen. Man fand ihn tot auf, das Gesicht aufgedunsen und von Schmerz verzerrt. Mehr als einmal hatte François in seiner Kindheit von dieser Geschichte gehört. Er hasste Hexen. So wie er alle hasste, die sich ihm widersetzten. Und dennoch zwang er sich, seinen Ton ein wenig zu mildern.

»Bist du auch eine Hexe?«

»Keineswegs, Messire, keineswegs. Nur der Beiname wur-

de mir überliefert. Nehmt den Irrsinn einer alten Frau jedoch nicht zu sehr auf die leichte Schulter ...«

François brach in ein höhnisches Gelächter aus. Er musste nur mit dem Finger schnippen und diese alte Verrückte würde auf dem Scheiterhaufen landen. Er erhob sich und trat zwischen die beiden, stolz und hart.

»Ich will die Jungfräulichkeit dieses Mädchens, also werde ich sie haben! Und es wäre besser, wenn dies mit Wohlwollen statt durch Gewalt geschehen würde!«

Mit diesen Worten eilte der Lehnsherr von Vollore hinaus, ohne Gruß an Isabeau vorbei, die soeben singend das Haus betrat und sich beeilte, ihm ihre Referenz zu erweisen.

Isabeau sank schluchzend in den Schoß ihrer Großmutter, ohne ihren Vater eines Blickes zu würdigen. Jener hatte ihr soeben, gesenkten Blickes, befohlen, sich dem Willen des Herrn zu beugen. Die Greisin strich mit ihrer schmalen Hand über den braunen Zopf, der die langen Haare Isabeaus über ihren vollen wohlgeformten Brüsten zusammenhielt.

»Hör auf zu weinen, Kind«, murmelte sie. »Gott wird dich vor diesem Dämon retten.«

Isabeau vertraute auf Gott und die Worte ihrer Großmutter, die sie aufgezogen hatte, seit ihre Mutter bei der Geburt der jüngeren Schwester Albérie gestorben war. Es wollte ihr jedoch nicht gelingen, die Furcht aus ihrem Kopf zu vertreiben. Eine Furcht, die schon an Grauen grenzte.

Bereits am nächsten Tag ging sie, um Benoît, ihren Verlobten, aufzusuchen, für den sie eine zärtliche Liebe empfand. Er war gerade damit beschäftigt, Messer am Schleifstein zu schärfen, und angenehm überrascht, Isabeaus Gestalt in Begleitung von Mirette, einer braunen kleinen Hündin, zu erblicken. Als er ihr tränenüberströmtes Gesicht bemerkte, zog er sie etwas abseits seiner Gesellen. Dort erstattete sie ihm

zitternd Bericht. Einen Moment lang schwieg er, schluckte dann seine unbändige Wut hinunter und ergriff mit seinen erhitzten und rauen Händen die ihrigen. Für einen kurzen Augenblick fühlte sich Isabeau ein wenig ruhiger. Benoît atmete tief ein, kämpfte einen Moment mit sich und gab schließlich kläglich auf.

»Wir dürfen uns nicht widersetzen, Isabeau.«

Sie versuchte, sich von ihm loszureißen, als hätte sie sich an seinen Worten verbrannt, aber Benoît umschlang sie noch fester und fuhr ungeachtet ihres bleichen Gesichts traurig fort: »Du weißt genauso wie ich, dass das üblich ist. Es ist sein Recht, Isabeau; sich widersetzen bedeutet sterben!«, wiederholte er, als müsse er sich selber davon überzeugen.

»Dann will ich lieber sterben!«, entfuhr es Isabeau mit tonloser Stimme. »Er ist grausam und niederträchtig, trotz seiner stattlichen Erscheinung graut mir vor ihm!«

»Er ist der Herr, Isabeau. Wir gehören ihm, egal, was wir machen. Wir sind seine Bauern. Ich werde dich alles vergessen lassen! Unsere Kinder werden dich das alles vergessen lassen!«

»Unsere Kinder, Benoît?«

Verzweifelt blickte Isabeau in die Augen Benoîts.

»Wie sollte ich jemals vergessen können, wenn ich seinen Bastard austragen und großziehen müsste?«

»Deine Großmutter würde sich darum kümmern, dass du kein Kind von diesem Dämon bekämst«, zischte Benoît mit zusammengebissenen Zähnen.

Isabeau brach in Schluchzen aus, versuchte erneut, sich aus der Umklammerung zu befreien, aber Benoît zog sie an sich.

»Ich liebe dich, Isabeau. Mehr als alles auf der Welt. Aber sich widersetzen bedeutet den Tod! Den Tod!«, wiederholte er.

Seit seiner Kindheit hatte er nur diese Worte gehört, die-

sen wichtigen Satz, den alle ihr Leben lang nicht vergessen würden. Grenzenlose Unterwerfung bis hin zur Aufgabe der eigenen Wünsche, der eigenen Würde. Aber nun stand er ihr gegenüber, ihrer Verzweiflung, ihrer Schönheit, ihrem Glanz, ihrem Lachen, das vielleicht für immer verstummen würde, ihrer verlorenen Unschuld, und verriet ihr Vertrauen, indem er sie der Verderbtheit von François de Chazeron auslieferte.

Schließlich stieß er hervor:

»Wir fliehen, Isabeau! Sofort nach der Vermählung fliehen wir. Ich werde dich vor ihm retten, aber wir werden verloren sein!«

François de Chazeron hatte auf Isabeau gewartet und kochte nun innerlich vor Wut. Während der vergangenen trostlosen Tage war sie ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen und so hatte er sich bereits mit Genuss vorgestellt, was er von ihr alles verlangen würde. Auch die Untersuchungen über den Werwolf waren seit zwei Wochen erlahmt. Morgen sollte erneut Vollmond sein und der Profos plante, dem Tier eine Falle zu stellen. François hatte sich wohlweislich zurückgehalten, ihm diese Idee auszutreiben. Er hatte ihn jedoch davor gewarnt, Satan zum Besten zu halten, und ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass er nach Volllore zurückkehren würde, egal wie diese Sache ausging. Selbst während der Treibjagden, an denen er, um sich abzulenken, zusammen mit seinen Schützen, die Fackel in der Faust, teilgenommen hatte, träumte er von der weichen Haut Isabeaus statt vom Pelz un-auffindbarer Wölfe.

Und so hatte er, sobald er das Geläut der Kirchenglocken vernommen hatte, nur noch darauf gewartet, dass sie sich vor ihm niederknien würde. Er hatte ihr noch Zeit gewährt, sich den Ihrigen zu widmen, nach der Kirche, beim Festmahl, das von seinem Geld bezahlt worden war. Aber nun waren

bereits drei Stunden vergangen, seit er das Brautpaar gesegnet hatte, und anstelle von Isabeau wurde Huc de la Faye hereingeführt.

»Sie sind unauffindbar, Messire.«

»Lass den Vater auspeitschen! Dann wird er uns schon sagen, wo seine Tochter ist.«

»Er schien ebenso überrascht wie erschrocken. Im Übrigen war er es, der mich holen ließ, als er die Flucht der Kinder entdeckte. Er erscheint mir zu feige, um das alles eingefädelt zu haben.«

»Lass ihn trotzdem auspeitschen!«, schrie François und schlug mit der Faust auf einen Tisch, der sich in seiner Reichweite befand. »Und sag ihm, wenn ich seine älteste Tochter nicht finde, werde ich die Jüngere den Wachen von Montguerlhe überlassen. Geh! Und hüte dich davor, meine Befehle anzuzweifeln. Dieses kleine Luder wird bezahlen, und wenn nicht sie, dann jemand aus ihrer Familie!«

Wortlos und ohne Freude dabei zu verspüren, ließ er in der weiten Halle der Wachtposten den Stock auf den Rücken von Armand niedersausen.

Er hatte sich bemüht, seine Schläge ein wenig zurückzuhalten, aber Armand blieb reglos am Boden liegen. Huc ließ den Körper nach Fermouly bringen und verbeugte sich respektvoll vor der Greisin. Sie sah ihn ohne Hass an. Vielleicht spürte sie, wie sehr es ihm zuwider war, diesem unwürdigen Nachkommen der früheren Lehnsherren von Vollore mit derselben Unterwürfigkeit, demselben blinden Gehorsam dienen zu müssen.

»Ich muss Albérie mitnehmen, aber ich werde darüber wachen, dass ihr kein Leid geschieht. Ihr habt mein Wort«, murmelte er, indem er sich räusperte.

Die Greisin antwortete nicht, saß reglos in der Ecke der Feuerstelle. Sie wartete ihre Stunde ab, die Stunde, in der das Monster von Montguerlhe zahlen würde.

Huc de la Faye nahm Albérie bei der Hand und gab ihr etwas, um ihre Tränen abzuwischen. Einen Moment lang machte sich Widerstand in ihr breit, ein gewaltiger Hass war in ihren stahlblauen Augen zu erkennen. Hass gegenüber dem, der ihren Vater soeben getötet hatte; dann biss sie die Zähne aufeinander, unterdrückte ihre Wut und ließ sich auf die mächtige steinerne Festung bringen.

Sie waren zunächst der Hauptstraße gefolgt, um den Abstand zu François de Chazeron und ihrem schrecklichen Schicksal so schnell als möglich zu vergrößern. Beide hatten sie es vermieden nachzudenken. Hatten sich vom Duft der Freiheit, diesem trügerischen Schein, betören lassen, zwei Wochen lang genährt von der zerbrechlichen Hoffnung, es sei möglich zu entkommen. Benoît hatte widerwillig die Ersparnisse seines Vaters entwendet und ihre armseligen Bündel vorbereitet, während Isabeaus Aufgabe darin bestand, ihre Familie hinters Licht zu führen. Sie hofften, bis nach Lyon zu gelangen, und hatten aus diesem Grund die kräftigsten Esel des Gutes mitgenommen. Sie waren auf ihren Rücken vorangeritten, bis die Tiere erschöpft waren und sie ihre Reise querfeldein fortsetzten, trotz der Gefahr durch Wölfe oder durch Überfälle von Strauchdieben und trotz ihrer Angst bei jedem Schritt.

Zwei Stunden lang hatten sie das Gefühl, allein auf der Welt zu sein, Gefangene ihres Wahnsinns und ihrer Liebe, dann hörte Benoît plötzlich das Geräusch mehrerer Stiefel. Sie versteckten sich in der Böschung entlang der Straße und kämpften sich, nachdem sie sich ihres Reisegepäcks entledigt hatten, durch dichtes Unterholz. Isabeau sagte nichts, beklagte sich nicht, trotz der Dornen, die ihre Haare zerzausten und ihre Beine zerkratzten, trotz der am Boden liegenden Äste, über die sie immer wieder stolperte. Sie lief ohne zu

denken, mit keuchendem Atem und abwesendem Blick, der noch abwesender wurde, als sie das erste Hundegebell vernahmen.

Sie liefen schneller, durchquerten Wasserläufe, um ihren Geruch zu verwischen, den ihr Schweiß zu den Hunden trug, bis Isabeau vor Erschöpfung stolperte und sich weinend den Knöchel rieb. Benoît kniete sich zu ihr und befeuchtete vorsichtig ihre Lippen, die vom schnellen Laufen ausgetrocknet waren.

»Rette dich«, flüsterte sie. »Mich will er. Dich wird er in Ruhe lassen.«

»Niemals. Ihn herausfordern heißt sterben.« Er lachte schluchzend auf.

»Dann lass es nicht zu, dass sie mich fangen«, bettelte sie, während die Rufe der Häscher inmitten des Hundegebells sich näherten.

Benoît schluckte schwer, suchte im Blick seiner Geliebten nach einem noch so kleinen Zweifel, aber er erkannte darin nur den Widerschein seiner eigenen tiefen und reinen Liebe.

»Er wird keinen von uns beiden lebend bekommen«, versicherte er. Entschlossen erhob er sich und löste das lange Messer aus seinem Gürtel, das er selbst geschmiedet hatte mit dem Gedanken an diesen letzten Ausweg.

»Schließ die Augen, Liebste«, flüsterte er.

Isabeau schloss sie, aber der Tod kam nicht. Als sie beim Klang von Stahl auf Stein die Augen wieder öffnete, schwankte Benoît auf seinen starken Beinen, einen Pfeil zwischen seinen Schulterblättern. Isabeau erhob sich schreiend. Einige Meter hinter Benoît, eine Armbrust in der Hand, grausam und zufrieden, stand grinsend der Lehnsherr von Vollre.

Sie hatte aufgehört zu schluchzen, aufgehört Angst zu empfinden, aufgehört zu atmen und zu leben, auch wenn ihr

Herz entschlossen weiterschlug, ihre Augen weitersahen und ihr Blut sich mit jenem dieses Mannes vermischte.

Sie hatte aufgehört zu sein, seit sie Benoît vor ihren Augen und bereits sterbend gehängt hatten. Um ein Exempel zu statuieren, hatte François de Chazeron erklärt. Man hält seinen Herrn nicht zum Narren. Man widersetzt sich nicht den Befehlen des Herrn. Benoît hatte sich traurig dem Tod überlassen, ergeben in sein Schicksal. Er bezahlte. Das war normal.

Aber Isabeau wollte es nicht gelingen, all das zu akzeptieren. Daher war sie im gleichen Augenblick gestorben wie er. Ihr Atem hatte mit dem Zusammenziehen der Schlinge aufgehört. Kein Prozess, kein Recht. Einfach nur das Gesetz des Stärkeren. Das Gesetz des Herrn. Das niederträchtige Gesetz des Hochmuts.

Dann hatte sie alles vergessen, alles und noch viel mehr. Die Wut von François, seine Brutalität, seine verrückten Augen, seine Hände abwechselnd zärtlich und brutal, seine fleischigen Finger. Sie hatte nichts gespürt, nichts gehört, nichts empfunden. Sie war im letzten Blick von Benoît gestorben.

»Ihr braucht einen Köder für Euren Werwolf? Hier, bedeckt sie mit einer Mönchskutte und werft sie unterhalb der Türme von Montguerlhe in den Wald!«

Huc de la Faye schluckte seine Wut hinunter, die sein Blut zum Wallen gebracht hatte, seit er in das Zimmer getreten war, in dem François de Chazeron mehr als eine Stunde lang Isabeau vergewaltigt und misshandelt hatte. Da sie nicht geschrien hatte, glaubte er sie tot, doch entlang der fahlen Wangen liefen stumme Tränen. Er verspürte den Wunsch, sie weit weg zu bringen, sie gesund zu pflegen. Wie gut erinnerte er sich an das glückliche und schöne Mädchen, das sie vor diesem Tag gewesen war.

Er senkte den Kopf und schwieg. Sich widersetzen bedeu-

tete den Tod. Auch er hatte verstanden. Sie hätte es verdient, für immer einzuschlafen, denn er konnte sich nicht vorstellen, wie man so etwas überleben konnte.

Er ging auf das blutverschmierte Bett zu und nahm den nackten Körper in seine Arme. Das Siegel der Chazeron, das auf der linken Brust Isabeaus, geschwollen durch das glühende Eisen, prangte, verhöhnnte ihn, als wäre es ein Brandmal seiner Feigheit. Er biss sich auf die Lippen, um nicht zu schreien, und ging aus dem Zimmer, auf immer erfüllt von Schmach.

Nachdem er seinen Bogenschützen, die auf den Türmen als Wachen postiert waren, befohlen hatte, Isabeau den Gnadenschuss zu verabreichen, sobald sich ein Wolf ihr nähern würde, begab er sich schnellen Schrittes zu den Wirtschaftsgebäuden. Dort lag Albérie im Schoß von Jeanne, der üppigen Köchin, und weinte.

Er zog sie vorsichtig weg und überzeugte das Kind nach und nach davon, dass es am besten sei, sie außer Reichweite des wahnsinnigen Lehnsherren zu bringen, zumindest, solange er an diesem Ort verbleiben würde. Bereits auf dem Weg, sie in die Abtei von Moutier zu bringen, ließ ihn ein plötzlicher Gedanke innehalten. Was war mit der Großmutter? La Turleteuche, die François hasste?

Huc de la Faye unterdrückte einen Fluch. Er entledigte sich eiligst des jungen Mädchens, und während François de Chazeron, vom Westturm der Festung aus, den Schatten seines Opfers beobachtete, galoppierte er in Windeseile nach Fermouly, um sein Gewissen zu beruhigen.

Als er dort ankam, gab es jedoch keinen Zweifel mehr: von der Greisin war nichts zu sehen. Als habe sie sich in der Ecke der Feuerstelle in Luft aufgelöst. Beim Anblick ihrer Strickarbeit auf dem Boden, vor dem Stuhl, den man von der Feuerstelle weggezogen hatte, dachte er einen Moment lang,

François de Chazeron wäre ihm zuvorgekommen, aber er ließ diesen Gedanken sofort wieder fallen. Der Lehnherr hätte niemand anderen mit dieser Sache beauftragt als ihn selbst. Und außerdem war er zu sehr damit beschäftigt, Isabeau zu strafen, als sich um ihre Angehörigen zu kümmern.

Als er später Albérie über das Verbleiben der Greisin befragte, antwortete sie mit einem verächtlichen Lächeln, als wäre sie die Hüterin eines unantastbaren Geheimnisses. Huc de la Faye drang nicht weiter in sie. Die Alte, dessen war er sich sicher, war außer Gefahr. Von da an dachte er nur noch daran, dies Waisenkind zu beschützen.

Isabeau hätte nicht sagen können, wann genau sie die Kälte zu spüren begann. Plötzlich und grausam. Schmerzhaft, unendlich schmerzhaft. Sie hob den Kopf. Inmitten schwarzer Wolken, die sich zusammenbrauten, um bald schon auf die Auvergne hinabzuregnen, lachte der Vollmond.

Isabeau bemerkte, dass sie auf dem Bauch im Schlamm eines Baches lag, außerhalb der letzten Umfriedung des Schlosses. Sie erinnerte sich an nichts weiter als an die grausamen Augen von François über den ihrigen, während er sich röchelnd über ihren Bauch hergemacht hatte.

Es war dieser Schmerz, der sie ins Leben zurückbrachte. Im gleichen Moment durchschnitt ein Blitz die tobende Nacht und erhellte eine Öffnung in der Felswand. Und mit dem Gewitter fiel fast gleichzeitig der Regen hinab auf ihre Wunden, als wolle er sie von diesem Fluch reinigen. Sie fühlte sich zerbrochen, zertrümmert, aber es kümmerte sie nicht.

Während sich ihre Finger in den Schlamm gruben und sie kriechend jenen Felsunterschlupf zu erreichen versuchte, milderte ein einziges Wort, ein einziges, den Schmerz ihrer Wunden.

Rache. Rache.

Ein wildes Geheul hatte die Aufmerksamkeit von François de Chazeron geweckt und er war aus dem Inneren des Wartturms herbeigeeilt, wohin er sich, als der Regen begann, zurückgezogen hatte. Er versuchte, die Dunkelheit mit seinen Augen zu durchdringen, sah jedoch nichts als den Wald, der von der Wut des Unwetters hin und her gepeitscht wurde.

Er ging wieder hinein, zufrieden darüber, dass er doch noch auf seine Kosten gekommen war. Ab morgen würde er wieder auf Volllore sein. Er strich mit einer Hand über seine tiefenden Kleider und riss seine Augen auf. Dort, in seiner Handfläche, lagen, zwischen einigen braunen Haaren Isa-beaus, graue Wolfshaare und verhöhnten ihn durch ihre mysteriöse Anwesenheit.



Mireille Calmel

Die verbotene Kammer

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-35966-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2005

In einer Winternacht 1500: Eine junge Frau liegt reglos am Fuß eines mächtigen Schlosses in der Auvergne. Weil sie sich ihrem Lehensherren verweigerte, hat der sie den Wölfen vorgeworfen. Doch das hungrige Rudel tut ihr nichts. Denn, was niemand ahnt: Die stolze, schöne Isabeau versteht die Sprache der Wölfe. Es gelingt ihr, unbemerkt zu fliehen und am Hof des Königs Wäscheschneiderin zu werden. Doch tief in ihrem Inneren sinnt sie nach Rache ...

Ein sinnliches, dramatisches Lesevergnügen voller Romantik und Abenteuer.